

Zwei Söhne – ein Zuhause? Gott und seine Kinder
Predigt zu Lukas 15,1-2 am 09.09.2018
(Matthias Clever; kein Audio vorhanden)

Wir haben eben das bekannte Gleichnis vom Vater und den beiden Söhnen gehört. Als Predigttext möchte ich mit Ihnen die ersten 3 Sätze aus dieser Geschichte anschauen: Lukas 15, 11+12: „Jesus sprach: ein Mensch hatte zwei Söhne. Der jüngere von ihnen sprach zu dem Vater: Gib mir, Vater, das Erbteil, das mir zusteht! Und er teilte hab und Gut unter sie“

3 Sätze, 3 Überschriften:

1. Ein Vater - zwei unterschiedliche Geschwister:

„Ein Mensch hatte zwei Söhne“:

a. Jesus stellt uns hier eine auch damals recht normalen Familie vor: der Vater wird als das Haupt erwähnt, sicher gehört die Mutter ebenso dazu, und dazu zwei Brüder. Hört sich bis dahin alles sehr harmonisch an: „...und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute...“, möchte man anfügen. Wenn wir diese Sätze aber auf dem Hintergrund des gesamten Gleichnisses lesen, dann wird deutlich, wie unterschiedlich, ja im Grunde gegensätzlich diese beiden Brüder sind bzw. sich zu ihrem Zuhause verhalten. Und dass sie sich dann auch in ihrer Beziehung zueinander offenbar *ziemlich entfremdet haben*.

Den **älteren Sohn** lernen wir ja erst zum Schluss des Gleichnisses kennen: pflichtbewusst und treu hat er all die Jahre seine Aufgabe gesehen und erfüllt, hat als der Ältere dem Vater an vielen Stellen den Rücken frei gehalten, mitgearbeitet und Verantwortung übernommen, wo Not am Mann war. Das Werk der Eltern muss auch künftig weiter gehen! Er hat sich mit den Geboten und Regeln, auch den ungeschriebenen, in der Familie arrangiert, ist nie auf Konfrontationskurs, sondern eher in den *Konfirmations-Kurs* gegangen. Und hofft im Stillen, dass das auch irgendwann mal honoriert wird. Viele kennen diese klassische Rolle des Ältesten aus eigener Erfahrung – wo die Eltern dann im Gespräch mit Freunden gerne ein gutes Zeugnis ausstellen: „Wir sind so zufrieden mit unserem Kind – so kann man es sich nur wünschen!“ So sah es zumindest *nach außen* auf.

Der **jüngere Bruder**, um den es hier am Anfang geht, ist ganz anders gestrickt:

- er ist offensiver, sagt schneller, was er denkt,
- hinterfragt den Status quo, das, was schon immer einfach usus war.
- Denn ihn beschäftigt sehr, was in der Welt da draußen vor sich geht
- und wie das zusammen passt mit der kleinen Welt, in der er aufgewachsen, die ihm zu eng und klein geworden ist.
- Und so ist er mehr und mehr unzufrieden mit seiner Rolle –
- und möchte in seinem Leben etwas ändern.

Wie unterschiedlich können Geschwister sein – in ein und derselben Familie!

b. Und das gilt ebenso für diese andere Art der Familie, an die wir hier erinnert werden: *in die wir hineingestellt sind, wenn weil wir uns in Jesus **Kinder Gottes** nennen dürfen!*

Wenn wir unsere Gemeinden ehrlich anschauen, dann sind das alles andere als homogene Familien unter einem Dach!

Und das Spektrum der unterschiedlichen Sichtweisen, der Wege, wie wir ticken, denken und handeln, wie wir umgehen mit den gewachsenen Traditionen und Sichtweisen, mit dem Zustand, den wir im Zuhause unserer Gemeinde ja immer auch vorfinden, und andererseits mit dem, was sich in der Gesellschaft verändert – diese Unterschiedlichkeit ist noch um ein Vielfaches größer als bei den beiden Brüdern in der Geschichte.

Und auch hier gilt es gewissermaßen auch wie im Sprichwort: „*Freunde kann man sich aussuchen, Geschwister nicht*“

Das macht es manchmal ziemlich anstrengend. Denn auch hier ist *Familie nicht zu haben ohne die einzelnen Familienmitglieder*.

Ist das das Bild, das wir haben - von unserer Gemeinde, von unserer Kirche?

Oder vielleicht manchmal eher ein Traumbild:

Einheit als heile homogene Familie?

Wie gehen wir damit um - wenn die Wirklichkeit weit anders aussieht?

Und ich finde es so ermutigend, tröstend, dass Jesus bei dieser zentralen Bildgeschichte für Gottes Liebe zu uns ausgerechnet eine innerlich recht *komplizierte, ja fast zerrüttete Familie* wählt.

c. Umso wichtiger ist es, sich klar zu machen, was diese beiden Geschwister letztlich bis hierher objektiv verbunden hat!

Es ist *nicht* zuerst derselbe Standort, in den sie hineingewachsen sind, *nicht* die gleichen Ansichten, die sie zu Geschwistern machen. Sondern es ist derselbe Vater, zu dem sie gehören!

Klingt selbstverständlich – aber im Alltag verlieren wir es oft aus dem Blick. Dass **das** die entscheidende Verbindung ist.

Bei allem Unterschiedlichen, das wir im Zusammenleben erfahren.

Der Blick, der uns die Kraft gibt, wenn es anstrengend wird.

Der uns auch eine Weite ermöglicht, in kontroversen Fragen andere Zugänge und Freiheiten stehen zu lassen.

Die Einheit unserer Gemeinde und unserer Kirche hat ihren tiefsten Grund nicht im Gleichklang der Meinungen,

auch nicht der ethischen und theologischen *Positionen*,

sondern in der Beziehung, die uns unser himmlischer Vater zu ihm geschenkt hat.

Wir hatten ja in diesem Frühjahr eine sehr schwierige Phase in unserer Gemeinde – als wir um Fragen des Bibelverständnisses und um den Umgang mit dem Thema Homosexualität gerungen und leider auch einige – wenn auch wenige – Trennungen erlebt haben.

Dann macht mir dieser erste Satz hier Mut:

dass wir uns in allem nötigen Diskurs **zuerst** an der Mitte unserer Gotteskindschaft in Jesus festhalten –

und von daher einen unterschiedlichen Umgang mit kontroversen ethischen Themen nicht nur ertragen, sondern auch zulassen können! Zwei Brüder – **ein** Vater – so der erste Satz.

Dann aber das **2.: Eine tiefe Entfremdung.**

Der zweite Satz des Gleichnisses lautet: „*Der Jüngere von ihnen sprach zu dem Vater: Gib mir, Vater, das Erbteil, das mir zusteht!*“ –

Dass Familien und Geschwister anstrengend unterschiedlich sind – das war den Zuhörern Jesu ja noch vertraut,

aber was nun offenbar wird, war damals schlicht unvorstellbar:

Da will einer das Erbe, während der Vater noch lebt!

Er will nicht warten, bis der Alte endlich abtritt!

Er will nicht mehr das, was ihm Heimat gegeben hat,

nicht mehr das Werk der Eltern fortsetzen,

nicht mehr Verantwortung übernehmen – sondern nur noch das Geld:

*das, was die Kindschaft ihm an **Ertrag** bringen wird* - für seine eigenen Möglichkeiten!

Im Grunde sagt er damit: Es hat darüber hinaus für mich persönlich keine Bedeutung mehr, ob Du lebst oder schon tot bist...

An der *Beziehung* zu dir selbst liegt mir nichts mehr, nur an dem, was ich von Dir *bekomme*.

Und das ist ein Drittel Deines Vermögens, weil ich der Jüngere bin.

Und dann bin ich weg. Nicht eine Auszeit, sondern für immer.

Hier offenbart sich, dass *über die Jahre in ihm **mehr** passiert ist* - als nur eine kritische, alternative Rolle einnehmen.

Es geht nicht nur um einen anderen christlichen Lebensstil, um theologische Sichtweisen.

Die **Beziehung** zum Vater und zur Familie ist innerlich brüchig geworden: zunächst ganz unmerklich, dann leise, schleichend, bis es ihm immer deutlicher wurde.

Ich las neulich etwas über Schäden an alten Betonbauwerken, etwa bei tragenden Säulen oder auch Brücken, die ja so ewig, verlässlich aussehen. Wenn durch das langsame Eindringen von Umwelt-Gasen der Beton sich von innen her zersetzt, immer mehr porös wird,

obwohl nach außen alles stabil aussieht – und gerade daher ist es so schwer zu erkennen.

Und irgendwann wird eine Brücke dann auch sichtbar eingerissen, *weil sie nicht mehr die Kraft hat, eine Verkehrsverbindung zu tragen!* Das, was das Leben dieses Sohnes lange getragen hat, wie solche starken Brückenpfeiler, die Beziehung zu seinem Vater und zur Familie, *das ist so porös geworden,*

bis das Vertrauen mit dieser Forderung nun auch offen zerbricht.

Dieses zunächst leise Misstrauen, dieser Gedanke, der kommt uns ja nicht ganz unbekannt vor: „*Sollte Gott gesagt haben?*“,

Sollte er es wirklich gut mit mir meinen mit mir?

Das ist schon das Motiv in der Paradiesgeschichte, da, wo die Schlange mit diesen Gedanken wie mit einer zersetzenden Kraft die Beziehung zu Gott innerlich aushöhlt:

„die Beziehung zu ihm engt dich nur ein, macht dich unfrei!“

Alles, was der Sohn danach erlebt – „*er brachte sein Erbteil durch mit Prassen*“ – wir lesen und auch malen das ja oft mit einem gewissen moralischen Zeigefinger – das ist letztlich nur die *Folge* dieser Leere, dieser zerbrochenen Beziehung zum Vater.

Ein langer Weg der inneren Entfremdung führt zu einer äußeren Trennung.

Ich habe mich gefragt: *Wie erleben wir so etwas heute?*

Sind die verlorenen Söhne und Töchter immer so klassisch, so offensichtlich?

Auch in unseren Gemeinden, in den vertrauten christlichen Kreisen, erleben wir das:

Menschen, die lange Jahre aktiv und treu dabei waren, ziehen sich immer mehr zurück, ohne dass es manchmal zunächst auffällt.

Und wenn es dann (hoffentlich!) auch *aufmerksame* Augen gibt, die nachfragen, nicht aus Kontrolle, sondern *weil Du mir wichtig bist*,

dann gibt es die einen Gründe, die schnell nachvollziehbar sind:

- persönliche Überlastung,
- Krisenzeiten, die die Kraft nehmen, sich aufzumachen.
- Oder auch Konflikte und Verärgerung über etwas, das untereinander schief gelaufen ist.

Aber es gibt auch andere Gründe, die tiefer gehen, und die haben letztlich mit der *Beziehung zum Vater zu tun, die immer mehr porös geworden ist, Risse bekommen hat* – und dann nicht mehr trägt.

Und wenn dann das tolle Gemeindeleben das wettmachen, ausgleichen soll, dann kann es nur zu einer Überforderung werden!

Wenn ich genau hinschaue, sehe ich in auch dieser Geschichte zwei recht aktuelle Erfahrungen:

a. Zum einen ist es ein Glaube, der immer mehr *ergebnisorientiert* geworden ist – und das gilt hier für beide Söhne, wenn auch in unterschiedlicher Weise:

beide fragen: was **habe** ich davon?

Der jüngere sehr direkt: nicht *„Schenke mir weiterhin deine Beziehung, deine Liebe“* –

sondern: *„gib mir das Erbteil in mein Portemonnaie, damit ich damit was anfangen kann.“*

Und bei dem Älteren, der immer still und treu geblieben ist, stellt sich später im Gespräch genau das gleiche Motiv heraus –

dass die persönliche Beziehung zum Vater nicht ausreicht –

wenn er ihm nämlich entgegen hält:

„So viele Jahre diene ich dir, und nie hast du mir einen Bock fürs Festessen gegeben, dass ich mit meinen Freunden fröhlich gewesen wäre.“

Und was antwortet darauf der Vater? *„Mein Sohn du bist doch allezeit **bei mir!**“*

Und erst dann kommt der zweite Satz: *„Alles, was mein ist, ist Dein!“*

Das heißt: *Unser Glaube lebt letztlich nicht von dem, was er mir **bringt** für mein Leben – nicht die Gebetserhörungen - und auch nicht die Eintrittskarte in den Himmel.*

Sondern von der täglichen Beziehung und Begegnung mit Gott selbst, der Nähe zu meinem himmlischen Vater!

Und wenn wir nah bei ihm sind, dürfen wir doch an all dem Anteil haben, was er für uns ist!

Merken Sie: Wenn der Blick sich verschiebt – zu der heute so vertrauten Frage: *Was bringt mir das? Was habe ich davon?*,

dann gehen wir letztlich auch in die Gemeinde und zum Gottesdienst mit einer bestimmten Erwartungshaltung:

Mal sehen, was die Gemeinde mir heute zu bieten hat,

was die Predigt mir so bringt, wie gut der Pastor heute ist,

wie mich die Lieder heute ansprechen.

Wie hoch mein Erbteil heute ausfällt.

Wenn all das, was ja wahrlich keine Nebensächlichkeiten sind,

auf Dauer darüber entscheiden muss, ob ich im Haus des Vaters für mich eine Perspektive sehe, *dann kann das alles noch so gut sein – es wird nicht tragen.*

Oder nur so lange, wie das Geld ausgereicht hat, von dem dann erzählt wird: *„er brachte es durch mit prassen“* – bis der Lebensbeutel wieder leer war.

Und wenn **das** andererseits unsere Motivation *als Gemeinde* wäre, vielleicht auch der innere Druck, unser Angebote, unser Leben hier so aufzupolieren – damit **wir** die Söhne und Töchter zufrieden stellen können – dann hätten wir verloren.

Tragen und erfüllen wird den Glauben und das Leben in der Gemeinde auf Dauer eine andere Erwartung – *überprüfen Sie sich mal selbst vor dem nächsten Gottesdienst: ich sitze jetzt hier, und es geht vor allem um Gott und mich.*

Und dieser Gottesdienst, diese Gemeinde ist so gut, wie Gott mir hier persönlich begegnet, weil er das verheißen hat.

b. Ich sehe hier noch einen *zweiten* Grund, warum der Glaube brüchig werden kann, warum Menschen sich aus der Familie namens Gemeinde verabschieden:

Die Sorge, womöglich etwas Besseres zu verpassen ist ja auf der anderen Seite *die fehlende Erwartung, dass auch im Haus des Vaters das Altbekannte und Altvertraute noch einmal neu anfängt zu leben.*

In diesem Gleichnis geht es ja nicht um eine Abwertung der bösen Welt da draußen, die gegen das traute Heim des Vaters ausgespielt wird.

Auch solche Auslegungen und auch Bilder von Gemeinde gibt es.

Als ob diese Familie nicht auch das Leben in der Stadt gekannt und die Besuche dort genossen hätte.

Es geht hier nicht so sehr um die Frage der Abgrenzung – angesichts all der Angebote und faszinierenden Möglichkeiten, die der Markt des Lebens im unerschöpflichen Angebot hat. Sondern vielmehr um die Frage:

wie viel Neues, Erfrischendes, Herausforderndes, Spannendes erwarte ich noch bei meinem Vater,

von dieser ganz anderen Welt des Glaubens hier,

von dem, was ich schon seit dem Kindergottesdienst x-mal gehört habe

was mir so vertraut,

vielleicht auch schon etwas langweilig ist –

und was ich als Besitz abgespeichert habe?

Ist meine Beziehung zu Gott einmal entstanden – und dann so wie **Status Quo**, mit dem ich ein Leben lang durch mit Leben ziehe, das sich immer wieder verändert?

Die Bibel zeichnet uns ein anderes Bild von dieser Beziehung zum Vater: nicht statisch, nicht abgestanden, sondern immer wieder in Veränderung, überraschend, sie berichtet von den wichtigen Persönlichkeiten als Menschen, die mit Gott eine Wachstums- und Veränderungsprozess erlebt haben, neue Aufgaben und Rollen bekommen haben.

Paulus vergleicht es im Epheserbrief mit einer lebendigen Pflanze: „*Lasst uns **wachsen** zu dem hin, der das Haupt ist: Christus.*“

Es wäre interessant, sich auszumalen, wie die Geschichte weiter gegangen wäre, wenn der Sohn zum Vater Folgendes gesagt hätte:

„Vater, ich bin unzufrieden mit meinem Leben mit Dir, ich merke, dass unsere Beziehung in der Krise ist.

*Aber: Ich möchte Neues, Spannendes erleben - **mit Dir**, möchte Neues kennen lernen - **an Dir**.*

*Und selbst dabei verändert werden - einen weiteren Horizont bekommen – **mit Dir!***

Ich bin mir sicher, der Vater hätte innerlich einen Luftsprung gemacht und gesagt:

„Ich freue mich so, dass Du diese Bitte endlich äußerst!

Du ahnst ja gar nicht, was ich noch alles für Dich bereit habe!

*Ich will Dir noch so viel Neues zeigen.
Ich will Dir eine Schatztruhe nach der anderen öffnen.
Lass uns hier gemeinsam aufbrechen.
Dazu brauchst Du nicht in eine andere Stadt zu ziehen!“*

Haben sie Gott schon einmal solche eine Bitte bewusst gesagt?
Gerade dann, wenn Sie das Gefühl haben: mir ist die lebendige Beziehung, die mich hält,
mehr und mehr verloren gegangen, hier gibt es für mich nichts Neues mehr...
Aber Vorsicht: dieses Gebet könnte ihr Leben und Glauben tatsächlich verändern!
Und auch das kritische Hinterfragen eines vertrauten, erlernten Glaubens kann dazu gehören!

3. In dem Gleichnis, das Jesus erzählt, kommt es nun aber ja bekanntlich anders.
Und jetzt geht es darum, wie der Vater auf diese tragische Entscheidung und Forderung reagiert.

Der 3. Satz lautet schließlich: *Und er teilte Hab und Gut unter sie auf.* **Eine unglaubliche Reaktion!**

Es wird nicht erwähnt, wie viel Leid, wie viele Tränen hier in den Tagen davor wohl geschehen sind.

Wie viele Mütter und Väter kennen das, kennen solchen Schmerz. Wissen, wie es sich anfühlt, einem Kind nachzuschauen, nur noch den Rücken zu sehen. Sie kennen das, wenn ein Kind sich losreißt.

*Wissen wir, welchen Schmerz es **ihm** bereitet hat, dass wir ihm fehlen?*

Wissen wir, dass es ihn fast zerreißt, uns fern zu sehen und nicht nah, draußen und nicht drinnen.

Aber hier geschieht ja noch mehr!

In diesem Satz steckte schon damals bei den Zuhörern eine ungeheure Sprengkraft: Wie bitte? Ein Vater tut, was sein Sohn will?? Das passte nun ganz und gar nicht in das Bild eines ehrwürdigen Familienoberhauptes, wie ihn die damalige Zeit kannte.

Eines Patriarchen, der zu Hause sagt, wo es lang geht.

Aber stattdessen lässt er sich tatsächlich darauf ein. Er gibt nach!

Er lässt ihn ziehen. Und sorgt auch noch dafür, dass es auf seinem Weg in seine vermeintliche Freiheit nicht armselig aufbrechen muss.

Damit gab er sich der Lächerlichkeit preis. Er riskiert, dass er im ganzen Dorf zum Gesprächsthema wird.

Und das wird ja nicht das einzige Mal in dieser Geschichte bleiben! Später, als dieser Sohn wieder zurück kommt, da wird es ja noch krasser:

er verlässt sein Haus, seine Position, seinen Chefsessel – und rennt seinem Sohn entgegen.

Ein Patriarch rennt niemals! Bei ihm klopft man vorsichtig an, wenn man etwas möchte!

Warum um Himmels Willen tut er das?

*Die Antwort ist einfach: **Weil er Vater ist.***

*Weil ein Vater **Kinder will** - und nicht **Sklaven**.*

Weil ein Vater nicht zwingt, nicht ankettet, nicht mit Gewalt an sich bindet.

Weil ein Vater Dir Freiheit gewährt: eine riskante Freiheit, eine törichte Freiheit, und er selbst nimmt den Schmerz in Kauf –

aus abgrundtiefer Liebe. Und weil er dich wieder gewinnen will!

Wenn diese Geschichte tatsächlich so geschehen wäre –

ich bin überzeugt, dass das ein wichtiger Grund dafür gewesen wäre, dass der Sohn am Ende die Rückkehr zum Vater wagt:

weil er sich an diesen Abschied erinnert hat.

„Weißt Du nicht, dass die Gottes Güte zur Umkehr treibt?“ so sagt es Paulus an anderer Stelle, im Römerbrief. Also *nicht Gottes Zorn, Druck, Drohen!*

Der Glaube, die Beziehung zu Gott kann nur neu geboren werden in dieser Freiheit, die Gott uns schenkt.

Und unter dieser Zusage: *Du bleibst mein Kind – was immer auch zwischen uns passiert.*

Amen.